

Reinhard Worschech

## Sind Bräuche Höhepunkte des Lebens?

Wen interessieren überhaupt noch jene Sitten und Bräuche, die einmal weitaus stärker und hautnaher als heute das Alltagsleben und die festlichen Höhepunkte unseres Lebens mitbestimmen und ausformen? Haben wir nicht Wichtigeres und Notwendigeres zu tun, als uns um einen Brauch zu kümmern? Das 29. Fränkische Seminar des Frankenbundes auf Schloß Schney wollte diesen Themenkreis beleuchten, wollte rückblenden und versuchen, richtungweisende Ansätze für Möglichkeiten zur Gestaltung lebendiger Bräuche aufzuzeigen.

In den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg hatten wir unser Augenmerk in erster Linie auf Reformen und Erneuerungen gerichtet. Zur gleichen Zeit zogen wir uns immer mehr ins Privatleben zurück. Rückblickend müssen wir zugeben, daß wir uns immer mehr amüsieren und berieseln lassen, wir reagieren auf jede Kleinigkeit und haben dabei verlernt zu agieren.

Übriggebliebene Restbräuche sind zum Teil sinnentstellt, bisweilen bis zur Unkenntlichkeit übertrieben oder verzerrt. Bei Polterabenden vor einem Hochzeitsfest z. B. häuft sich der Unrat vor dem Festhaus, nicht nur Freunde und Bekannte, auch völlig Unbekannte, von weit her Angereiste, mischen sich unter die Gäste. Der Sinn eines Polterabends wird nicht mehr verstanden.

Vor allem auf dem Gebiet des religiösen Brauchtums liegt vieles im argen. Warum haben wir eigentlich die altbewährte Liturgie, eingebettet in ein reichhaltiges Brauchtum und in bewährte Formen, so rasch abgeschafft? Wie altvertraut sind Weihrauch und Meßgewänder gewesen, Kerzen und Lieder, Andachten und Bilder, Prozessionen und Flurgänge?

Es sollte und müßte für uns eine Verpflichtung sein, Altgewohntes, Traditionen, einen erprobten, bewährten Brauch

auf die Nächsten nach uns weiterzugeben in beständiger Einübung. Glaubten wir, ohne Innerlichkeit und Treue, ohne die Wärme des kirchlichen Raumes auszukommen? Aber nichts ist zu spät, die noch glimmenden Hoffnungsfunken könnten nach düren Zeiten wieder aufflackern und hinüberspringen, leicht könnte man sich erneut in den Fluß der Tradition wieder einfügen.

Es dürfen jedoch neu eingeführte, erneut eingübte Sitten und wiederbelebte Bräuche nicht als 'bloße Hülsen und Scheinfrüchte, als Attraktionen und Schaulusteffekte erscheinen, sondern als feste und gediegene Gußformen und Schalen, in denen der Feiernde und gläubig Betende seinen Weg zum großen Ziel hin gehen kann. Gefahren lauern dort, wo Bräuche als Neuheit, als Masche oder als aufgezwängtes Amüsiemittel dienen. Jeder Brauch muß von einer Gemeinde als Gemeinschaft getragen werden. Lebendige Bräuche müssen sich immer von neuem weiterformen, umwandeln, ergänzen und verlagern.

Wie ein roter Faden zog sich bei diesem Seminar durch alle Referate und Diskussionen der Wunsch und der Aufruf an alle für Erhalt von Sitte und Brauch Engagierten, sich verstärkt darum zu bemühen, das Eigentümliche und Besondere im Fränkischen zu bewahren, zu erhalten und zu pflegen. Während der ganzen Zeit seines Bestehens war dies auch ein dringliches Anliegen des Frankenbundes.

Bei der Suche nach einer Beantwortung der Frage: Sind Bräuche noch Höhepunkte des Lebens, gilt es zunächst, ein wenig über den Sinn der Tradition nachzudenken. Wäre es nicht schade, wenn es keine echten Würzburger, Rhöner, Steigerwälder mehr gäbe? Wenn wir uns immer mehr den anderen angleichen würden, wenn weiterhin sorglos reformiert, bereinigt und erneuert, modernisiert und technisiert würde, wenn nur noch abbröckelnder Stein und aufbe-

wahrende Bücher und Aufsätze, Bilder, Geschichten und Filme von vergangenen Zeiten erzählen würden? Die Vielfarbigkeit der Dörfer und Städte und Vielfältigkeit der Landschaft und ihrer Menschen und ihren Eigenarten, Mundarten, Sitten und Bräuchen müssen erhalten bleiben.

Die Franken erschließen sich nicht sofort jedem. Das dauert oft eine geraume Weile; dem nur oberflächlich Beobachtenden bleibt vieles verborgen. Oft sind ein paar Schoppen Wein, einige Glas Bier oder auch ein schmackhaftes Abendessen, zumindest aber ein längeres Beieinanderhocken notwendig, bis der andere warm wird, auskramt, sich aufschließt und öffnet und etwas von seinem Innersten preisgibt.

Der radikale Umwandlungsprozeß der letzten Jahrzehnte brachte mannigfache Änderungen und auch Schwierigkeiten. Viele Bräuche und gute Gewohnheiten, an die man sich hielt, sind verschwunden oder leichtsinnig vergessen worden. Was haben z. B. die Würzburger aus ihrer großartigen, einst weithin bekannten Fronleichnamsprozession gemacht? Wie sehr haben die Bittprozessionen auf den Dörfern nachgelassen? Was ist vom Brauch des Besuchs der Weihnachtmette oder den Krippenbesuchen in den Kirchen übriggeblieben? Die Zahl der Handwerker und Landwirte hat rapide abgenommen, in vielen Dörfern stehen Schulen, Rathäuser und Pfarrhäuser leer. Vieles hätte im Maß und in der Waage bleiben müssen, wenn man die Menschen mit ihren Eigenarten ernster genommen hätte. Je mehr wir haben wollen, desto unzufriedener und unersättlicher werden wir. Nun sind wir so weit, daß wir nach dem Sinn von Traditionen fragen müssen.

Sich wohlfühlen können und zufrieden zurechtkommen, heißt nun vor allem, daß wir uns wieder mehr auf ein einfacheres Leben, auf Genügsamkeit und das Bemühen und Handeln der Vorfahren zurückbesinnen müssen. Die Ausübung von Bräuchen hat in diesem Zusammenhang eine wichtige Bedeutung.

Im Maintal oder im fränkischen Land überhaupt Heimat zu haben, heißt nicht das Vergangene herbeisehnen, das Gemütlliche oder das Erlebnis aus der längst verklärten

Kindheit zurückholen zu wollen. Wie rasch kommt man in Versuchung, die Armut in der Kindheit als Schönheit und als heile Welt anzusprechen. In einer Stadt oder in einer Landschaft beheimatet zu sein, heißt aus der Tradition heraus nach neuen Formen suchen, damit es sich morgen gut weiterleben läßt. Auch die Neusiedlungen am Hang bei Veitshöchheim oder der Heuchelhof bei Würzburg müssen und können Heimat werden. Es ist daher ein wichtiger Auftrag für uns alle in dieser Landschaft Lebenden, die Treue zur Heimat zu halten und wiederzuerwecken und das Alte zu bewahren.

Kein besserer als der fränkische Dichter Ludwig Friedrich Barthel (1898 in Marktbreit am Main geboren, 1962 in München gestorben), den ich zu den großen deutschen Lyrikern zähle, obwohl ihn die Franken nahezu völlig vergessen haben, könnte uns sagen, was an fränkischer Tradition erhalten werden müßte. Er ermahnt uns in seinen vielen Aufsätzen und Büchern immer wieder, die Landschaft zu lieben, sie liebend zu bewahren und in rechter Weise aus ihr zu leben.

Bei ihm ist alles mit einbezogen: Die Weinbergshügel am Würzburger Stein und die wogenden Gerstenfelder im Ochsenfurter Gau, der Laib Schwarzbrot und die prallen Träubel, der Gesang der Vögel im Glacis von Würzburg, die Sträucher und Bäume im Lusamgärtchen. Lieben heißt bei ihm teilhaben und obachtgeben, mitsorgen und mitleiden. Einmal schreibt Barthel: "Jeden Abend ging meine Mutter zwischen den Weinbergen hinauf zum Kapellenberg, als brauche das Land, um schlafen zu können, daß sie ihm zuredete. In Wirklichkeit sah sie den Frieden, er löste die Gesichter und in der Mulde das Häusergepferch betete." Gibt es noch intensivere Heimatliebe? Wie können wir alle fränkische Schnitzkunst, die Schönheit aller Fachwerkbauten, aller Trachten schillernde Farben und reiche Formen, alle unsere zahlreichen Sitten und Bräuche in uns zusammenfügen, um zu erkennen, daß wir auf alles Erhaltenswerte fürsorglich achtzugeben haben? Wissen wir, welche Verantwortung wir tragen?

Die den Franken eigene Manier, alles Vertraute und Nachbarschaftliche in den Besitz einzubeziehen, wie "meine Straßebahn, meine Wirtschaft, mein Bäcker ..." ist nicht zuletzt auch das lebendige Zeichen für schützen wollen und obachtgeben wollen. Persönliches Engagement steckt den Wirkungskreis ab und schafft Raum für Bekannte und Freunde. Hier hat der Brauch seinen Sinn. Herkunft und Zukunft entstammen nicht willkürlich der gleichen Wortfamilie. Das Wissen, die Kenntnisse und Erfahrungen um die Menschen, das Aufwachsendürfen und Hineinleben in das fränkische Land bedeuten gleichzeitig tägliches Bemühen und tieferes Verständnis. Heimat bleibt daneben weiterhin ein umfangreiches Bündel an Erinnerungen, sie birgt vielerlei Erfahrungsschätze. Wir kennen unser Land und dieses Land kennt uns. Alles Vergangene und bereits Gelebte ist zugleich gegenwärtige Heimat. Wir wissen genau, daß Heimat nicht nur das Schöne, das Vertraute und Herkömmliche ist, sie ist auch das Vergebliche, das Traurige, der Verlust von Menschen und der Verfall von Kulturgütern. Wohin kämen wir eigentlich, wenn wir ohne Heimat, ohne Tradition, ohne Bräuche auskommen wollten? Wie sinnlos wäre ein Handeln ohne Hoffnung. Camus entwirft in seinem Roman: "Die Pest" die absurde Lage einer Stadt, die von allem abgeschnitten ist. Jeglicher Lebenssinn wird dann in Frage gestellt. Denn was ist ein Leben ohne Zukunft? Wieviele Vertriebene und Flüchtlinge gibt es zur Zeit auf dieser friedlosen, angstvollen Welt? Wieviele sind von daheim weg!

Sie können nur von Tradition und von dem einst gelebten Brauch und von echter Heimat träumen, so wie es der Würzburger Dichter Max Dauthendey erleben mußte, der gewollt oder ungewollt weit in der Welt umherirrte, so fernab, daß es ihm schier das Herz zerriß vor lauter Heimweh. In eindringlichen Briefen schreit er seine Sehnsucht heim in seine Vaterstadt Würzburg. So kann man lesen: "Die schwerste Stunde der Sehnsucht ist die Teestunde am Nachmittag, ... die gefährlichsten Stunden sind die, wenn die Sterne heranrücken ... Wie werde ich von allen Sehnsüchten des Wil-

lens heiß und kalt durchschauert... Es weint mir die Brust, singend fein und blutsaugend wie das Meer der Moskitos überfällt mich der Heimwehschmerz. Meine Blutstropfen schreien und durchsauen mein Herz gefühllos wild, mir ist als bräche mir der Puls ab..." Dauthendey hat seine Heimat aufplatzen lassen, zerrissen und in die Weite getrieben. Ist es nicht eine Bevormundung und eine Begnadung, hier im fränkischen Raum leben zu dürfen, in diesem herrlichen Land zwischen Rhön und Ochsenfurter Gau? Haben sich die Franken schon einmal überlegt, wie es ihnen ergehen würde, wenn sie von hier zeitlebens fort müßten? Haben sich die hier in Franken Lebenden schon einmal Gedanken darüber gemacht, wie es sich ohne Sitte, ohne Brauch leben ließe? Sind also überhaupt noch die Bräuche Höhepunkte des Lebens? Zunächst zwei Bilder aus dem Feste feiernden Unterfranken: In Würzburg das Kilianifest. Über 50000 Zuschauer sehen alle Jahre immer wieder den größten und schönsten Trachtenzug durch die Stadt ziehen mit über 3500 Teilnehmern und etwa 50 Blaskapellen. Es ist ein Großfest, das seine Wirkung nachhallen läßt! Ein Wochenende später: Fast die gleichen Gesichter, dieselben Trachtler bei einem großen Trachtenfest in einem reichsfreien Dorf: Nahezu 100 Trachtenvereine, Kapellen und Gruppen geben sich ein farbenprächtiges Stelldichein. Ein großes Fest, so heißt es bei dem jubelnden Verein, ein großes Fest mit großem Heimatabend, großem Festzug, großem Festabend und auch noch großem Festausklang – so steht es in der Festschrift.

Im weinseligen Franken werden alle Jahre weit über 150 Weinfeste abgehalten. Man könnte mit ähnlichen Festen, bei denen die Veranstalter in gutem Glauben handeln, alles geschähe nach gutem, altem Brauch, das Aufzählen fortsetzen. Feste und Feiern gibt es überall, sie bringen zum Großteil etwas ein: Straßenfeste, Kindergartenfeste, Pfarrfeste, Feste für jeglichen guten Zweck. Es wird gefeiert bei Bier, Wein, Bratwürsten, Steaks und lauter Musik.

Da läßt man die Besucher keinen Augenblick für sich allein oder beim Gespräch mit

seinem Nachbarn – nein, da wird immer wieder zum Trinken, zum Schunkeln angetrieben mit diesem Prosit der Gemütlichkeit, einer Gemütlichkeit, die es kaum mehr gibt. Und daneben gezwungenermaßen die Kehrseite, die völlig andere Seite. Mit dem althergebrachten Volks- und Brauchtum liegt es im argen. Wir haben uns selbst verarmt. Zwischen Weihnachten und Ostern etwa ist von alten Bräuchen nicht mehr viel zu spüren. Bereits ein paar Tage nach Dreikönig stehen die ersten Osterhasen in allen möglichen Varianten in den Schaufenstern der Verkaufsläden.

Alle Bräuche wurzeln im Gemeinschaftsbewußtsein. Sitten und Bräuche tragen und erhalten das menschliche Zusammenleben. Es ist ja schon eine gute Sitte, wie man den anderen grüßt und ihm begegnet. Bräuche müssen lebendig bleiben, d.h. sie werden sich immerfort wandeln und umformen. Veraltetes muß abgelegt werden, Neues wird sich herausbilden. Alles Erstarrte wird zur kalten Form, zur leeren Konvention, zur bloßen Attraktion für Fremdenverkehrswerbung oder zur Selbstdarstellung. Auch Versuche, veraltetes Brauchtum künstlich und starr zu beleben, scheitert meist nach kurzer Dauer. Nach Dörrer sind Bräuche die feierliche Gebärde des Lebens.

Obwohl wir in dieser technisierten, noch konsumreichen Welt leben dürfen, sind wir dennoch zum Teil arm an Ideen geworden und leben häufig in farbloser Einfachheit. Wichtig und unbedingt notwendig wäre es, daß in den Familien, in den Schulen und Vereinen wieder mehr auf den Sinn der Bräuche und allgemein auf das Volkstum aufmerksam gemacht würde. Hier liegt auch ein großer Auftrag für den Frankenbund.

Viele Bräuche muten wie Spiele an. Das Spiel gehört ja zum Menschen; dies sollten wir vor allem auch den politisch Orientierten hin und wieder zuflüstern. Es liegt das Wesentliche im Brauch, daß wir uns selbst nicht so wichtig nehmen sollten, daß wir homines ludentes, Spielleute sind. Wie aber ergeht es uns meist?

Da glaubt man einmal nichts zu tun und bekommt ein schlechtes Gewissen, wenn

man sich einmal beim Spielen ertappt. Geben wir doch zu: Es zählt fast allein Erfolg und Leistung. Wozu brauchen wir dann diese Bräuche, haben mich vor einigen Jahren ein paar Studenten gefragt? Wer Zeit hat, sich Zeit nimmt, ist verdächtig. Das meiste, was wir tun, ist zweckbestimmt. Der Zweck herrscht und beherrscht. Und wir steht es also um unsere Kultur, um Volks- und Brauchtumspflege?

Es gibt bereits Landstriche und einzelne Ortschaften, in denen man das Markante, die Leitlinien nicht mehr erkennt in Hausform, Siedlungsform, in Sitte und Brauch, in Mundart und Lied und in anderen Besonderheiten. Freilich werden viele denken, es gibt Wichtigeres auf der Welt: Die Angst und Sorge vor Kriegen, vor Krisen und Nöten auf dieser Erde. Was wird aus unseren Kindern werden? Werden sie in 50 Jahren auch noch so friedlich leben können wie wir? Oder hängt doch das eine mit dem anderen zusammen? Hat es nicht immer nur dann einen Sinn, auf dieser Welt zu leben, wenn die Menschen auch in der rechten Liebe zu ihrer Heimat erzogen werden? Das Gefühl für heimatliche Verantwortung, für Sitte und Brauch muß schon sehr früh geweckt werden. Wer seine Heimat schon als Kind, als Schüler in sich aufnimmt, sie achtet und ernst nimmt, wird sie stets schützen und ehren und auf die kulturellen Werte achtgeben. Dieser Auftrag ergeht insbesondere an die Lehrer und Politiker und die für unser Land Verantwortlichen. Von nostalgischen Klängen ist das nicht mehr viel zu hören. In unzähligen Bildbänden und teuer aufgemachten Büchern wird das fränkische Land in romantischen Bildern dargestellt. Reformen und einzelne Denkmäler oder Brauchrelikte werden als das Ganze vorgestellt.

Wie werden wir mit den bereits erwähnten Großfesten fertig, wie werden fränkische Winzer mit ihren großflächig angelegten Weinbergen fertig? Es wirft sich die Frage auf, wie kommen wir mit dem Großräumigen und Großflächigen, mit all dem groß Angelegten zurecht? Später einmal wird man erst begreifen, was man in diesen Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg

zerstört und oft leichtsinnigerweise verwischt, nivelliert und ausgelöscht hat. Die jetzige Generation fühlt sich sehr fortschrittlich und modern. Wir waren auf dem Mond, beherrschen angeblich den Welt- raum, beherrschen auch nahezu die geheim- nisvollen Datenverarbeitungs- und Steue- rungsprozesse und greifen damit in das menschliche Zusammenleben ein. Und da- bei bewegen wir uns von unserer Natur und Heimat immer weiter weg.

Es singen viele Vögel nicht mehr, weil sie keine Nistplätze mehr finden oder weil sie mitbereinigt worden sind. Viele Menschen singen auch ihre Volkslieder nicht mehr, weil sie ihre Weisen nicht mehr kennen und weil es fast keine Vermittler gibt. Es wach- sen und blühen zahllose Blumen, Sträucher und Bäume nicht mehr, weil sie als unrenta- bel und unbequem empfunden wurden und vernichtet worden sind. Es blühen zahlrei- che Bräuche nicht mehr auf, sie sind verges- sen. Wer kennt von uns das rechte Maß und die Grenzen?

Es sollte uns allen wieder mehr bewußt werden, daß wir an einem bestimmten Platz zu leben haben, in einem abgegrenzten Wirkungskreis, dort unsere Heimat schaf- fen und uns wohlfühlen und dort auch Sit- ten und Bräuche aufblühen, weiter gedei- hen und reifen lassen müssen. Was ist eigent- lich das Tragische an allem? Wir haben das Maß der Mitte verloren. Im "Nachsom- mer" belehrt uns Adalbert Stifter mit dem fundamentalen Satz: Das Merkmal jeder Kraft ist das Maß. Stifters Menschen im Nachsommer sind voller Takt, voller Sanft- mut. Bei ihm steht noch die Familie im Mit- telpunkt, hier kann Brauch und Volkstum nach alter Gewohnheit gedeihen. Auf der Familie ruhen Kunst, Wissenschaft, Kultur und der Staat.

Wie weit aber haben wir uns von diesen Maximen entfernt! Wie weit haben wir uns vom Natürlichen entfernt, so weit, daß wir uns in dieser Harmonie eine Reihe von For- derungen stellen müssen, weil wir ohne Hil- fen nicht mehr auskommen! Im Nachsom- mer Stifters wird – ich wage dies zu behaupten – das Ganze noch einmal mit all seinen Geheimnissen umgriffen. War dies

das letzte Mal? 100 Jahre später hat sich die Welt so kraß verändert. Sie hat sich aufge- splittert, sie ist zerrissen und zerteilt.

Conrad Celtis, der große Humanist aus dem fränkischen Weinnest Wipfeld am Main, schreibt einmal nieder, daß er seinen Schülern den Rat gab, die verschiedenen Gebräuche, Gesetze und Mundarten der einzelnen Volksstämme zu beobachten. Wehe aber dem Land, das keine eigene Mundart, keine eigenen Bräuche und Lie- der mehr besäße! Gerade als Vertriebener kenne ich den Verlust der Heimat. Und so- mit kenne ich auch die Verpflichtung, auf das kulturelle Erbe sorgfältig acht zu geben.

Der aus seinem Ostpreußen vertriebene Schriftsteller Siegfried Lenz schreibt in sei- nem 1978 erschienenen Roman "Heimat- museum": "Heimat, das ist für mich nicht allein der Ort, an dem die Toten liegen, es ist der Winkel vielfältiger Geborgenheit, es ist der Platz, an dem man aufgehoben ist in der Sprache, im Gefühl, ja selbst im Schweigen, und es ist der Fleck, an dem man wieder erkannt wird; und das möchte doch wohl jeder eines Tages: Wiederer- kannt und das heißt: Aufgenommen wer- den..."

Jeder von uns ist für ein Stück Land, für einen Menschenschlag mit seinen Eigenhei- ten und Besonderheiten besonders ver- antwortlich. Leider ist unser großer, ver- führerischer Lehrmeister, der Fernsehapparat, für die Volks- und Brauchtumpflege ein äußerst schlechtes Vorbild. Meist über- spannt, verzerrt und aufgebauscht wird das Besondere, das Schönste und Augenfälli- gste vorgeführt. Vergangenes und Zer- brauchtes wird wieder ausgekratmt, man findet daran Gefallen, vor allem am Bizar- ren und Grotesken. Aber erst das selbst Er- lebte und Anschauliche ist voll und satt, ist ohne Langeweile und ohne Langatmigkeit.

Ohne Bräuche würden wir vertrocknen, würden wir ausdörren.

So richte ich meine eindringliche Mah- nung vor allem an die dem Frankenbund nahestehenden Mitglieder und an die Leh- rerschaft. Es wird erst dann wieder die Ge- staltung von Bräuchen ins Lot kommen,

wenn die Verantwortlichen und vor allem die Lehrer wieder Heimatforscher und -pfleger werden im ursprünglichen Sinn, wenn sie selbst wieder an der Quelle leben und für ihr Dorf, ihren Stadtbezirk sich mitverantwortlich fühlen, d. h. wenn sie Schüler heranziehen, die ihr Land, ihre Heimat, ihre Bräuche im Herzen tragen. Heimat ist dort verloren, wo man sie verschweigt, so schreibt Siegfried Lenz in seinem Roman: "Heimatmuseum" und er fügt hinzu: Heimat ist der Ort der Verbindung zu Brauchtum, Sprache, Landschaft und zu den Leistungen. Hierauf kann man echt stolz sein.

Den richtigen Weg werden wir in Zukunft nur dann gehen, wenn wir uns an den Erforschungen und Ergebnissen der Wissenschaft orientieren, d. h. wenn wissenschaftliche Forschung und praktische Pflege eng zusammenarbeiten.

Bräuche müssen lebensnah sein. Die Aufgabe in unserer Kulturarbeit liegt also darin, daß wir unserem Leben wieder einen Sinn geben sollten mit dem vollziehbaren Brauchgeschehen einer bestimmten Gemeinschaft.

*Reinhard Worschech*

## Die unterfränkischen Physikatsberichte – eine Quelle zur Brauchforschung?

„1858<sup>1)</sup> wies das Bayer. Innenministerium die Landgerichtsärzte an, innerhalb von drei Jahren „eine medizinisch-topographische und ethnographische Beschreibung“ ihrer Bezirke einzureichen. Die erhaltenen 207 Physikatsberichte bieten reichlich Belege für die Brauchforschung und andere Zweige der Volkskunde.“<sup>2)</sup>

Dieser These von Edgar Haarvolk aus seinem Brauch- und Festforschungsartikel im Handbuch „Wege der Volkskunde in Bayern“ möchte ich in diesem Aufsatz nachgehen.

Um welche Art von Quelle handelt es sich nun bei den vorliegenden Physikatsberichten? Physikatsberichte oder medizinische Topographien sind Beschreibungen von Ärzten, „die eine möglichst geschlossene Darstellung der Gesundheits- und Krankheitsverhältnisse der Bevölkerung in Verbindung mit der geographischen Umwelt, d. h. der Ortslage, dem Klima, den geologischen und hydrologischen Verhältnissen sowie mit den sozialen, kulturellen und ethnischen Erscheinungen enthalten.“<sup>3)</sup>

Gedruckte, medizinische Topographien, hauptsächlich aus der Zeit zwischen 1770 und 1850, finden sich in großer Zahl im deutschsprachigen Raum, aber auch in Frankreich und Rußland. Trotzdem fanden sie wenig Beachtung in der Literatur, noch weniger die bisher *ungedruckt* gebliebenen bayerischen Physikatsberichte.<sup>4)</sup> In den 20er Jahren unseres Jahrhunderts entdeckte die Medizingeschichte die medizinischen Topographien.<sup>5)</sup> Waren es zunächst die gedruckten Topographien, die das Interesse der Medizinhistoriker fanden, so hat sich gerade um Professor Probst, dem Münchner Medizinhistoriker, ein Kreis von Forschern gebildet, der sich wissenschaftlich mit den bayerischen Physikatsberichten beschäftigt.<sup>6)</sup> Neben der Medizin beschäftigen sich die Disziplinen Volkskunde und Sozialgeschichte mit den medizinischen Topographien. Im Jahre 1926 edierte der Kauf-

beurner Kurat Frank den ersten bayerischen Physikatsbericht, dem andere folgten.<sup>7)</sup> Gerade aus dem Bereich der Heimatgeschichte heraus entstanden immer wieder Versuche, diese bayerischen Physikatsberichte wenigstens für die heimische Region zu erschließen und zu edieren. Leider bleibt man größtenteils dabei, diese Quelle einfach zu transkribieren, ohne zunächst Fragen nach dem Quellenwert dieser Physikatsberichte zu stellen. Verwiesen werden soll jedoch auf drei vorliegende Arbeiten, die sich nicht mit der bloßen Edition von Physikatsberichten zufriedengeben. Es handelt sich hierbei einmal um den Aufsatz von Wolfgang Zorn „Medizinische Volkskunde als sozialgeschichtliche Quelle“<sup>8)</sup>, die Magisterarbeit von Beate Spiegel „Physikatsberichte als Spiegel des Alltagslebens in Niederbayern um 1860“<sup>9)</sup> und schließlich die Abhandlung von M. Dietel, zur Nahrungsforschung<sup>10)</sup>. In meiner eigenen Arbeit möchte ich versuchen, die Physikatsberichte in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Unabdingbare Voraussetzung ist z. B. eine Einbeziehung der biographischen Daten der Verfasser in eine Edition der Physikatsberichte. Dies ist deshalb wichtig, weil m. E. nach die Physikatsberichte nicht als Spiegel der Realität betrachtet werden können, sondern sie sind ein durch Vorkenntnisse, Vorstellungen und Vorurteile gebrochenes Bild, in das neben dem berufsspezifischen Interesse der Ärzte auch die durch den Kontext geschaffenen Bedingungen eingeflossen sind. Die Physikatsberichte sind nicht eine Fleißarbeit der Ärzte, die sich besonders mit kulturhistorischen Fragestellungen beschäftigen wollten, sondern sie sind entstanden, weil sie von der Obrigkeit her angeordnet wurden. Es wird jedem einleuchten, daß ein Arzt mit einer ganz anderen Sichtweise an eine kulturgeschichtliche Fragestellung herangeht, als dies beispielsweise ein Volkskundler tun würde. Nicht außer acht zu lassen ist auch die Tatsache,